

Oxytocin-Forschung

«Vertrauensbildendes» Hormon reduziert Angst

Das Hormon Oxytocin ist auch beim Menschen wesentlich an der Regulation von Angst beteiligt, indem es die Aktivität der Amygdala steuert und deren neuronale Verbindungen zum Hirnstamm beeinflusst. Das hat eine kernspintomografische Studie einer deutsch-amerikanischen Arbeitsgruppe bestätigt, die im «Journal of Neuroscience» (2005; Band 25, Heft 49, S. 11489 ff.) publiziert wurde. «Die Bedeutung von Oxytocin für das menschliche Verhalten ist in den letzten Monaten so deutlich geworden, dass es dringend notwendig war, nach den neurobiologischen Ursachen dieser Wirkung zu suchen», sagt Privatdozent Dr. Peter Kirsch, der am Zentrum für Psychiatrie in Giessen federführend für die Durchführung der Studie verantwortlich war: Während 15 männliche gesunde Probanden Bilder mit angstrelevantem Inhalt betrachteten, erfassten die Neurowissenschaftler ihre Hirnfunktionen. Dabei zeigte sich beispiels-

weise, dass dieselben Personen, wenn sie vor der Untersuchung eine geringe Menge an Oxytocin über einen Nasenspray aufgenommen hatten, eine geringere Aktivität der Amygdala aufwiesen, als bei einer vorherigen Einnahme eines Placebopräparats. Diese Aktivitätseinbuße in den Mandelkernen war bei der Betrachtung von angst-erfüllten Gesichtern, also Stimuli mit einer hohen sozialen Relevanz, besonders deutlich ausgeprägt. Darüber hinaus zeigte sich, dass die Oxytocin-Gabe die funktionelle Verbindung zwischen den Mandelkernen und Regionen im Hirnstamm, die für die Regulation von körperlichen Angstreaktionen verantwortlich sind, verringerte. «Wie wir sozial miteinander umgehen, ist also zu einem wichtigen Teil von der Oxytocin-Ausschüttung abhängig. Wie funktionstüchtig unser Oxytocin-System ist, entscheiden frühe Erfahrungen, wo es seine Wirkung entfaltet, zeigt nun erstmals

unsere Studie», fasst Kirsch die Ergebnisse zusammen. Insgesamt ist die Studie in Fachkreisen offenbar auf positive Resonanz gestossen. Professor Tom Insel, Direktor des National Institute for Mental Health (NIHM) und einer der führenden Oxytocin-Forscher, erklärte laut einer NIMH-Pressemitteilung: «Die beobachteten Veränderungen in der Amygdala sind begeisternd, da sie versprechen, dass ein länger wirksames Analogon von Oxytocin eine therapeutische Wirkung bei Störungen, die mit sozialem Rückzug verbunden sind, haben könnte.» Auch der Initiator der Studie, Privatdozent Dr. Andreas Meyer-Lindenberg vom NIMH, blickt bereits in diese Richtung: «Zukünftige Studien, die derzeit geplant werden, werden die Eignung von Oxytocin für die Behandlung von sozialer Angst bei Kindern mit Autismus überprüfen.» ■

U.B.

Chicago Heart Association Detection Project in Industry Study

Dicksein ist tatsächlich ungesund

Eigentlich gibt es voluminöse Evidenz, die einen Zusammenhang zwischen Adipositas und beeinträchtigter Gesundheit belegt. Nicht ganz so klar ist, ob die überflüssigen Pfunde einen unabhängigen, zusätzlichen Einfluss auf die kardiovaskulären Ereignisse im weiteren Leben haben.

Eine Kohortenstudie hat sich daher mit der Frage beschäftigt, ob Übergewicht und Fettsucht in mittlerem Alter (31–64 Jahre) unabhängig von ihren starken Assoziationen mit etablierten koronaren Risikofaktoren (z.B. Hypertonie, Hypercholinesterinämie) die kardiovaskuläre Gesundheit im späteren Leben beeinträchtigen. Die Autoren stützen sich auf eine prospektive Studie, die zwischen 1967 und 1973

über 17 000 damals gesunde (keine KHK, Zuckerkrankheit, EKG-Abnormitäten) Männer und Frauen rekrutierte, viele Risikofaktoren erfasste und die Teilnehmenden bis 2002 verfolgte.

Mit statistischer Berücksichtigung anderer Risikofaktoren zeigte sich, dass die Wahrscheinlichkeit für koronare Todesfälle innerhalb derselben Risikogruppe für Adipöse im Vergleich zu Normalgewichtigen erhöht war (Odds Ratio für Low-risk-Teilnehmer 1,43 [0,33–6,25], bei mittlerem Risiko 2,07 [1,29–3,31]). Die entsprechenden Resultate für durch KHK bedingte Hospitalisationen waren 4,25 (1,57–11,5) bei niedrigem und 2,04 (1,29–3,24) bei mittlerem Risiko.

Die Präventivmediziner aus Chicago kommen insgesamt zum Schluss, dass unter Individuen ohne kardiovaskuläre Risikofaktoren (aber auch unter solchen mit einem oder mehreren Risikofaktoren) diejenigen ein höheres Risiko für Hospitalisationen oder Tod wegen Koronarleiden, kardiovaskulären Erkrankungen und Diabetes tragen, deren Body-Mass-Index im mittleren Alter eine Adipositas anzeigt. Anders formuliert: Dicksein rächt sich noch später ... ■

Quelle: Lijing L. Yan et al., JAMA 2006; 295: 190–198.

H.B.

Rosenbergstrasse 115

Unsere Sicherheit ist uns sehr viel wert. Gelegentlich hat man das Gefühl: zu viel. Im Namen der persönlichen oder der medizinischen Sicherheit werden das Rauchen verboten, die Hundehaltung, das Erstellen von UMTS-Antennen, die gentechnische Agroforschung, offene Läden am Sonntag und es werden einem gutes Essen und Trinken vergällt. Im Namen der Sicherheit werden unbekannt viele und für viele unbekannte Daten verschoben und erhoben und – es wird das Lächeln auf Passfotos untersagt. Immerhin letztere Vorschrift erfährt jetzt – zumindest in Grossbritannien – eine Lockerung. Wenn auch nur für Babys. Die dürfen künftig wieder lächeln und sogar die Augen schliessen beim Ablichten. Den dadurch entstehenden Verlust an nationaler Sicherheit nimmt man nur ungern in Kauf. Aber die Babys erwiesen sich einfach als unbelehrbar.



Apropos Babys: Immer häufiger werden Säuglinge und Kleinkinder von ihren überforderten Eltern misshandelt und gequält, meldet die Kinderschutzgruppe des Kinderspitals Zürich. 2005 mussten allein in Zürich 13 Kinder mit schwersten Verletzungen behandelt werden. Ein Skandal! Hat eigentlich Ringiers Vorzeigepostille daraus je eine Serie von Schlagzeilen gemacht? Garniert mit Bildern von prügelnden Vätern und verbrühten Kindern? Und eine Petition lanciert?



Im «Zyschtigsclub» sind endlich mal die Hausärzte das Thema. Sie geben sich Mühe, die geladenen Kollegen und die Kollegin aus dem ehemaligen Ostdeutschland. Geholfen

hats wenig. Die Konsumentenschützerin und die Nationalrätin blieben auf der bekannten Linie: Wie wunderbar, dass es noch so gute Hausärzte gibt. Aber wehe, sie wagen es, darüber zu jammern, dass man ihnen scheinbar ihre Kompetenzen und ihre Verdienstmöglichkeiten beschränkt. Sicher, es geht auch ohne Röntgen. Sicher, auch ohne Labor. Aber ganz sicher, auch ohne Selbstdispensation. Und natürlich auch zu niedrigeren Taxtpunktswerten. Und mit mehr Qualitätskontrollen. Es geht alles. Und am Ende geht es auch ganz ohne – Hausärzte. Nur – merkwürdig – nicht mit weniger Geld. Und halt ein ganz klein wenig anders.



Demonstrieren auf dem Bundesplatz findet die Nationalrätin ohnehin pfui. Gut, gut, sicher gäbe es effizientere, reifere und etwas stilvollere Mittel und Wege, seinen Forderungen Nachdruck zu verleihen. Aber da mans in den vergangenen Jahrzehnten verpasst hat, die eigenen Leistungen gut und «teuer» zu verkaufen, bleibt wohl nichts anderes als dieser eher billige Versuch eines «hard selling». Bedenklich: Diese Technik haben die Ärzte schon immer schlecht beherrscht.



Sie kommen nicht gut weg, die Therapeuten, im Leben der Sibylle Berg, die im «Magazin» ihre Erfahrungen mit ärztlichen und anderen Psychotherapeuten ziemlich offen schildert. Ratschläge wie «Du musst dich selbst lieben, bevor jemand dich lieben kann», liessen in ihr die Erkenntnis reifen, dass «viele Leute blöder sind, als ich es mir vorstellen konnte». Und die, dass Sätze wie «Die Erleuch-

tung und der Frieden ist in dir» fast «eine innere Bewusstlosigkeit voraussetzen, um davon beeindruckt zu sein». Nach der Spontanheilung ihrer jahrelangen Depressionen meint Berg: «Ich kenne ein paar, die mir versichern, es ginge ihnen ganz hervorragend nach zehn Jahren Therapie. Das mag sein, aber hält man das aus?»



Noch einmal Sibylle Berg: «Das Leben ist eine relativ mühsame Sache; ich bin mir nicht sicher, ob Therapeuten viel daran ändern können.» Simpel, das Fazit: «Live sucks. Und ob man das Leben mit oder ohne Therapeuten meistert, ist irgendwie auch egal.»



Es wird viel gewildert im Waadtländer Jura. Ein Jäger, der – dummerweise von Zeugen beobachtet – sich ausnahmsweise nicht um die Verkleinerung des Luchsbestands bemühte, sondern auf einen der letzten (natürlich längst geschützten) Auerhähne der Schweiz geschossen hatte, entschuldigte sich sehr ernsthaft damit, er habe nur auf den Hahn geschossen, weil der seinen Dackel angegriffen habe. Der Vogel litt vermutlich unter der seiner Klasse untergeschobenen Grippe, der Dackel unter einer schreckhaften akuten Dackellähmung und sein Meister unter den Folgen eines oder mehrerer Gläser des nach ihm benannten braunen Gesöffs. Böse Zungen behaupten allerdings, es sei eher der Epresses, der solche Nebenwirkungen zeitige.

Richard Altorfer